Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch

Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch

Band: 85 (2018)

Artikel: Meine ersten neuen Lederschuhe : Erinnerungen von Friedrich Ernst Soom

Autor: Soom, Friedrich Ernst / Soom, Michael

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073588

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

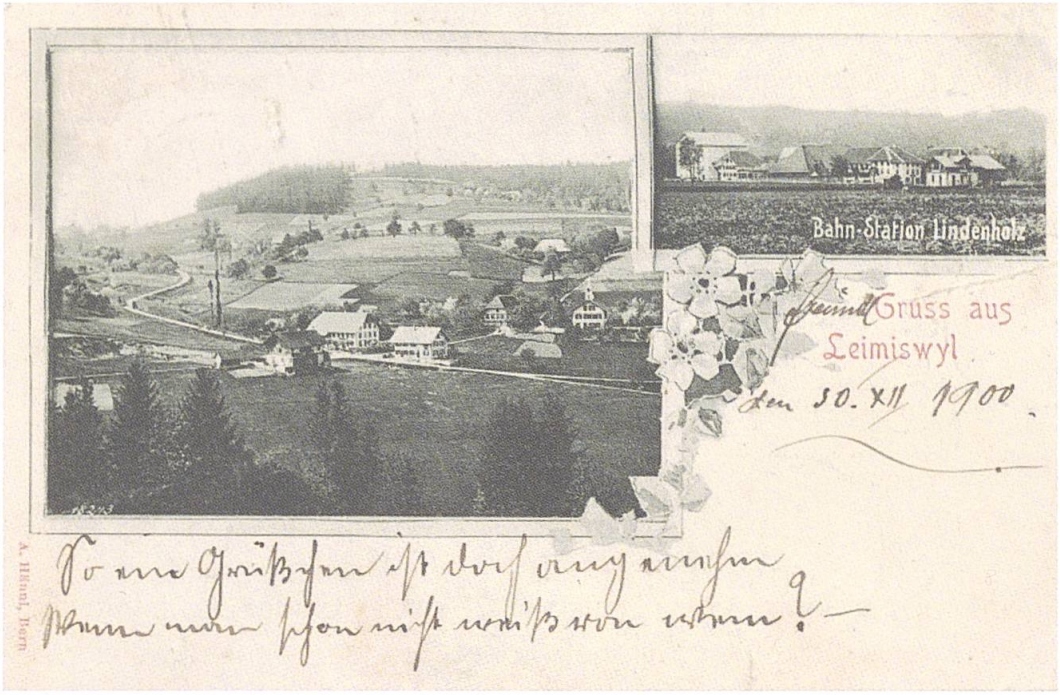
Meine ersten neuen Lederschuhe

Erinnerungen von Friedrich Ernst Soom

Herausgegeben von Michael Soom, Heimiswil

Einleitung

Friedrich Ernst Soom wurde im Jahr 1870 in der Gemeinde Leimiswil als achtes Kind von Jakob und Elisabeth Soom-Flückiger geboren, wo er in bescheidensten Verhältnissen seine Jugendjahre verbrachte (Soom & Soom, 2015).
Nach einer Lehre als Maler in Langenthal brach er im Jahr 1888 auf und verbrachte seine mehrjährige Handwerkerwalz, welche ihn nach München, Hamburg, Berlin, Sonthofen, Rom und Neapel führte.
Im Jahr 1895 liess er sich in Burgdorf nieder und eröffnete ein Malergeschäft. Später heiratete er Martha Kläy. Der Ehe wurden die Kinder Fritz, Hedwig, Frida und Walter geschenkt. Friedrich Soom starb hochbetagt im Jahr 1957 in Burgdorf.
Der vorliegende Text fand sich als siebenseitiges, mit Schreibmaschine verfasstes Manuskript im Nachlass von Walter Soom. Der Bericht handelt im Jahr 1884 und beschreibt die Umstände, welche es Friedrich ermöglichten, am Ende seiner Schulzeit als Verdingbub bei einem Bauern in Leimiswil eigene Schuhe herstellen zu lassen.
Der Text ist nicht datiert und dürfte von Friedrich Soom um 1940, allenfalls unter Mitwirkung seines Sohnes Walter, entstanden sein. Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob der Artikel bereits einmal publiziert worden ist. Der Text ist in volkskundlicher Hinsicht von Interesse, da er das Handwerk des Schuhmachers mit ersten Hinweisen auf eine serienmässige Anfertigung von Schuhen in einer kleinen, ländlichen Gemeinde des Oberaargaus während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschreibt. Der Originaltext wurde weitestgehend übernommen, die Orthografie und die Interpunktion wurden der heutigen Rechtschreibung angepasst.



Leimiswil mit Strasse Richtung Linden (links) und Bahnstation Lindenholz (rechts). Ansichtskarte um 1900; Sammlung Urs Wenger, Madiswil

Leimiswil während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Leimiswil liegt eingebettet zwischen bewaldeten Hügelzügen zwischen den Tälern der Langete und Altachen und grenzt an die Gemeinden Ursenbach, Ochlenberg und Rütschelen. Im Jahr 2011 schloss sich Leimiswil mit den benachbarten Gemeinden Kleindietwil und Madiswil zusammen und ist seither Teil der Grossgemeinde Madiswil.
Der heutige Dorfkern von Madiswil bestand in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus einer Wirtschaft, der Käserei und einem Spittel für Bedürftige und hatte eher den Charakter eines Weilers (Hofstetter 1996). Daneben waren zahlreiche, über das ganze Gemeindegebiet zerstreute Gehöfte vorhanden. Um 1900 bestanden in Leimiswil zwei Käsereien, zwei Getreidemühlen und eine Knochenmühle. Leimiswil gehörte damals zur Kirchgemeinde Rohrbach (Attinger 1905).
Das Taunerhäuschen Zünti, in welchem Friedrich Soom seine Jugendjahre verbrachte, befand sich an der Sunnsite unterhalb des Bauernhofes Rütteli. Es wurde um 1880 ein Raub der Flammen und an seiner Stelle wurde ein ursprünglich aus Rütschelen stammendes Haus neu errichtet. Vor

wenigen Jahren wurde dieses abgebrochen und durch ein modernes Wohnhaus ersetzt. Der Ortsname Zünti stammt von der Bezeichnung Züri oder Züüri, was Süüri = saurer Boden bedeutet haben soll (Mitteilung Frau R. Käser).
Um 1835 lebten in Leimiswil 687 Einwohner (Durheim 1838). Durch den Bau der Bahnlinie Olten–Bern durch die Schweizerische Centralbahn erlebten Herzogenbuchsee und Langenthal seit 1857 eine rasche industrielle Entwicklung mit steter Zunahme der Bevölkerung, während die Einwohnerzahl von Leimiswil kontinuierlich abnahm und Ende des 19. Jahrhunderts bei noch 585 Personen lag (Hofstetter 1996).
Wie viele andere ländliche Gemeinden im Kantonsgebiet war Leimiswil während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Unterstützung zahlreicher Armer und Bedürftiger konfrontiert. Verdingen von Kindern oder erwachsenen Personen lag an der Tagesordnung (Hofstetter 1996). Die schlechte Wirtschaftslage, welche vor allem unter der ärmeren Bevölkerung keine Verdienstmöglichkeiten bot, führte bei vielen Menschen zu Nahrungsmangel und Not. Dieser Sachverhalt hatte besonders bei kinderreichen Familien Armut zur Folge. An Stelle eines regelmässigen Schulbesuches waren die Kinder darauf angewiesen, bereits vor Schulabschluss einer Arbeit nachzugehen, wie dies auch bei Friedrich Soom zutraf.

Nach diesen einleitenden Worten folgt nun der Originalbericht von Friedrich Ernst Soom.

Haben Sie schon einmal Kummer und Sorgen um Ihr Schuhwerk gehabt? Nein – aber ich!

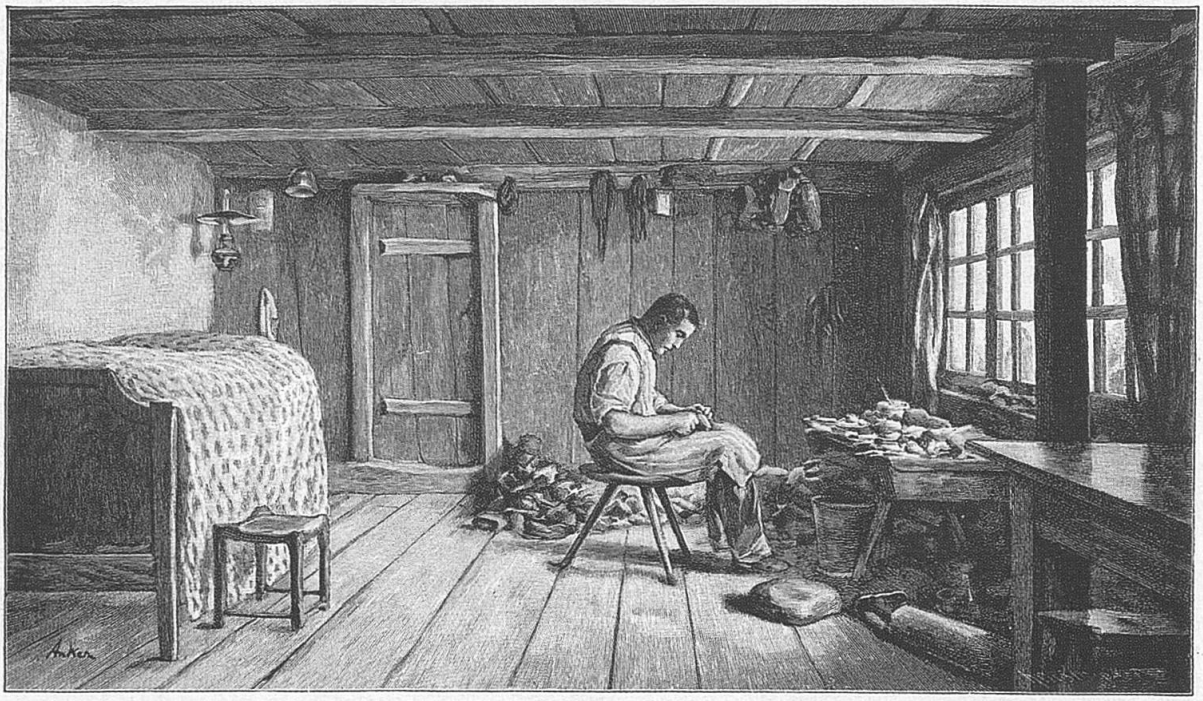
Es begann schon, nachdem meine ersten Kinderschuhe, die mir Gotten und Basen geschenkt hatten, ausgetragen oder verwachsen waren. Im Sommer machte uns das Schuhwerk freilich keine Sorgen, da ging man einfach barfuss. Sobald aber der Herbst und damit die kältere Jahreszeit kam, waren auch schon die Sorgen um das Schuhwerk da. Wir waren eine sehr kinderreiche, dafür aber mit irdischen Gütern sehr spärlich gesegnete Familie. Wie es so geht, mussten immer die Jüngeren die von den Älteren verwachsenen Kleider tragen. Von guten Menschen wurden uns etwa auch abgelegte Kleider geschenkt, wenn sie oft auch schon sehr ausgetragen waren.

Wenn nun im Herbst das Barfusslaufen wegen der Kälte nicht mehr möglich war, gab es Inspektion und Familienrat, wie dem zu begegnen sei. Die vorhandenen Schuhe wurden visitiert und diesem oder jenem zugesprochen. Der Vater, als praktischer Familienvater, schnitt dann die Sohlen ab und nagelte Holzböden darauf. So erhielt ich, wenn die Kasse es erlaubte, 50 oder 60 Rappen, um mir ein Paar neue Holzböden selber zu kaufen. Es war dies eine sehr wichtige Sache. Mit nackten Füssen wurden die Holzböden ausprobiert und wenn mir dann ein Paar gut gefiel, fing der Handel – das heisst das Markten – an, oft eine Stunde lang, wie man mich gelernt hatte. Denn naturgemäss wurden die Füsse auch alle Jahre grösser und damit die Holzböden teurer. War man dann endlich handelseinig, ging's mit grosser Freude und Zuversicht heimzu. Nur passte freilich das für mich bestimmte Übergschüe nicht immer so ohne weiteres zu den Böden. Oft war das Leder zu kurz, zu schmal oder stark beschädigt, aber das machte nichts. Mit anderem altem Leder wurden mit Pechdraht Flicke angenäht und mit warmem Pech überstrichen. War etwas zu viel Leder, wurden die Blattern in Falten zusammengezogen. Das hingegen sah ich nicht gerne. Denn naturgemäss fühlte man diese Stellen an den Füssen, was oft sehr qualvoll war. Auch die Strümpfe litten darunter, so dass die Mutter oder Schwestern alte Halbleinblätze aufnähen mussten, woraufhin sich die Schmerzen etwas verlagerten. Sonst ging es ja ganz gut. Ich glaubte, das müsse einfach so sein. Im Hause und Stall waren sie sogar sehr gut und in der Schule hielt man sie ja sowieso unter dem Tisch.

Dass man auch auf der Strasse gerüstet war und sie länger anhielten, kaufte man beim Krämer Holzschuhnägel, ein Batzen das Dutzend, die waren sehr währschaft, so gross wie ein Fünfrappenstück und wenn man fünf Dutzend an den Schuhen hatte, wog man zwei Pfund mehr. Musste ich aber in den ein bis zwei Stunden weit entfernten Dörfern Kommissionen machen, wurde ich freilich etwas müde.

Im Dörfli hätten wir freilich auch Schuhmacher gehabt, sogar deren zwei. Da war der Davidhansueli oder auch Davidjünger genannt, der aber grundsätzlich kein neues Leder führte und infolgedessen auch keine neuen Schuhe anfertigte. Gleichwohl hatte er immer Arbeit genug, ja mehr, als er zu machen im Stande war. Er machte nur Blätz auf Blätz und so passte er ausgezeichnet in die damalige Zeit. Trotz seiner Armut immer zu Spässen aufgelegt, weshalb ihn die Leute auch gut leiden mochten, trotz seiner unzulänglichen Arbeit. Schade, dass er nicht in einem Bild verewigt werden konnte. Er war ein Original durch und durch. Mit 60 Jahren hat er sogar

noch einmal geheiratet, nur dass er nicht mehr Zeit fand, seine Erdäpfel zu setzen. In einem altalemannischen Taunerhäuschen war er eingemietet zu einem Jahreszins von 80 Franken. Oft hat er über diesen unerhört hohen Zins gejammert und die Reichen verflucht.
Dann war noch ein zweiter Schuhmacher, der Schläckerfritz. Diesen Namen hatte er, weil er immer sauber angezogen war, sei es zu Hause oder auf der Strasse. Seine Frau war Hebamme und folgedessen viel fort. Dazu besassen sie ein Güetli mit zwei bis drei Kühen und da sie ohne Kinder waren, lag ihm die Besorgung von Haushalt, Stall und Feld allein ob. Er kam deshalb nicht viel dazu, seinen Beruf auszuüben, auf ihn war somit kein Verlass. Nun ging die Rede, jetzt bekomme das Dörfli einen richtigen Schuhmacher. Freilich ging das noch mehr als ein Jahr. Aber endlich rückte er an. Er war der Sohn der Gauscherifrau und wie es ja landesüblich war, dass sich alles von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinder vererbt, nannte man ihn ohne weiteres den Gauscherisämu. Die Gauscherifrau wohnte in einer alten Hütte seit Menschengedenken. Gott weiss, von was sie lebte. Auf sie wäre wohl der Bibelspruch anzuwenden gewesen: «Sie sähen nicht, sie ernten nicht und der himmlische Vater ernährt sie doch.»
Eines Tages war er da! Das Erste, das er vornahm, er ging am frühen Morgen nach Langenthal, kaufte sich eine Balle von allerlei Leder, trug es auf dem Buckel heim und kehrte in allen Wirtschaften ein, erzählte jedem, der es wissen wollte, wie viel jetzt dieses Leder gekostet habe. Es war schon dunkler Abend, als er heimkam. Das war seine erste Reklame und das ganze Dörfli sprach davon, es sei mehr als für 100 Franken Leder gewesen.
Im Stübli seiner Mutter richtete er sich ein. Ein kleines Tischli mit Rand, ein Dreibeinstuhl, Hammer, einige Gnippen und Ahlen und ein Knieriemen. Als Klopfstein benutzte er den ehemaligen Surchabisstein seiner Mutter. Einige Truckli Nägel und Pechdraht vollendeten das Inventar. Affiche brauchte er keine, er war einfach der Gauscherisämu und das genügte.
Unterdessen vollzog sich meine Jugendzeit ohne merkliche Veränderung in meinen Schuhsorgen. Mit Sehnsucht erwartete ich immer den Frühling, da man wieder barfuss gehen konnte.
Leute, die es hatten und vermochten, liessen ihre Schuhe in Langenthal oder Herzogenbuchsee anfertigen. Dazu gingen sie zum Beispiel am Maimarkt nach Langenthal, um sich das Mass nehmen zu lassen. Das ging ziemlich umständlich zu. Der Kunde äusserte allerlei Wünsche, wie er die Schuhe gerne haben möchte und der biedere Handwerker hielt einen Vor-



Beim Schuhmacher auf dem hohen Roß (S. 339).

Schuhmacherwerkstatt aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Emmental. Buchillustration von Albert Anker in Gotthelf: Käserei in der Vehfreude

trag, wie er diesem und jenem feinen Kunden auch schon Schuhe zur vollen Zufriedenheit gemacht hätte und der Kunde ging voller Hoffnung heim, nachdem er den ganzen Tag versäumt hatte. Sie müssen nämlich noch wissen, dass damals noch keine Eisenbahn fuhr und der Weg zu Fuss doch immerhin drei Stunden betrug.

Etwa im Herbst – oder auch am Kalten Markt – ging er dann hin, um zu sehen, wie es damit stünde. Gewöhnlich aber war der Meister noch nicht dazu gekommen, die Arbeit zu machen und vertröstete den geduldigen Kunden auf später. Wenn der Kunde dann wüst tat und drohte, zu einem Konkurrenten zu gehen, wurden die Schuhe dann vielleicht bis aufs Neujahr fertig, zumal schon damals der Handwerker aufs Neujahr das Geld auch gut brauchen konnte. Mit den vielen Wünschen und Abmachungen des Kunden war es aber Essig, man konnte froh sein, wenn die Schuhe überhaupt fertig waren und einigermassen nicht drückten.

Da kommt mir noch in den Sinn, dass damals in Bettenhausen ein tüchtiger Geschäftsmann einen Schuhladen aufmachte, wo man fix und fertige Schuhe kaufen konnte, wie es schon in Paris Mode war. Und das kam so:

Es war, als die Zentralbahn gebaut wurde, konnte er eichene Schwellen liefern. Er zog von Hof zu Hof und kaufte den Bauern Eichenstämme ab. Diese führten sie ihm nach Langenthal oder Herzogenbuchsee in die Säge und es ging das Gerücht, er habe an jeder Schwelle 50 Rappen verdient. Dabei wurde er ein reicher Mann und als die Bahn fertig war und die Lieferungen aufhörten, tat er eben jenen Schuhladen auf.
Ich vergesse den Moment nicht, als einmal meine Mutter mit mir zu diesem Händler ging und mir ein Paar nagelneue Holzschuhe kaufte. Offenbar war sie gut bei Kasse oder es blieb nichts anderes übrig. Mit Staunen betrachtete ich die vielen Schuhe und konnte fast nicht fassen, dass es so viele Leute gebe, die sich neue Schuhe anschaffen konnten. Sogar die Decke hing voll davon.
Endlich kam mein letztes Schuljahr. Wegen schwerer Krankheit meiner Mutter waren die Verhältnisse in unserer Familie sehr schwierig geworden. Viele hungrige Mäuler und fast kein Verdienst mehr. Kurzerhand sah ich mich nach einer Stelle bei einem Bauern um. Man sagte mir einen solchen und ich ging hin, um zu fragen. Der Bauer sah mich von oben bis unten an und auf Zuspruch seiner Frau nahm er mich an. Da ich ja noch zu Schule gehen musste, war von einem Lohn nicht die Rede. Schüchtern wünschte ich mir dann noch ein paar neue Schuhe auf die Admission, was mir wiederum durch die Fürsprache der Frau bewilligt wurde. Wie war ich glücklich darüber! Denn dies war schon längst meine grösste Sorge gewesen. Ich habe dann später der Frau auf alle möglichen Weisen ihr Gutmeinen zu vergelten gesucht mit Fleiss und allerlei Handreichungen.
Nun hatte ich wenigstens Obdach und reichlich Nahrung und ich ass auch wie ein Trescher, so dass ich mich körperlich gut entwickelte. Gegen den Herbst zu kamen aber meine Schuhsorgen wieder auf die Tagesordnung. Denn wenn ich Schuhe haben wollte auf die Admission, so sollte nun bald etwas geschehen und so klopfte ich bei der Meisterfrau nach und nach vorsichtig auf die Stauden. Die ersten Mahnungen an den Meister waren aber ergebnislos. Die Frau aber mochte mich gut leiden und weitere Mahnungen hatten schliesslich den Erfolg, dass ich eines Abends zum Gauscherisämu geschickt wurde, er solle kommen, um mit dem Meister zu reden.
Wenn nun ein Handwerker zu einem Bauern beschickt wurde, um mit ihm über etwas zu reden, wollte dies noch lange nicht sagen, dass daraus ein Geschäft entstehe. Das braucht Zeit und Überlegung. Kam er etwa vor dem Essen, wurde er zu Tische geladen. War es unter Tag oder am

Das Arbeitsstück wird mittels des Knieriemens fest gegen das Knie gezogen und der Sohle mit Hammerschlägen die notwendige runde Form gegeben. Xylografie aus Herget et al. (1874)

Abend, wurde die Most- oder Branntweinflasche aufgestellt. Erst wurde über das Wetter gesprochen, über das Vieh oder was sonst noch etwa das Dorfgespräch war. Erst nach und nach wurde vorsichtig vom Geschäfte angefangen. Es war dabei durchaus keine Unfreundlichkeit, wenn Bauer und Bäuerin aus und ein gingen und vom Besucher keine Notiz nahmen. Im Gegenteil, der Gast hatte die Gelegenheit, sich weiter einzuschenken und niemand hätte ihm das übel genommen.

Mit klopfendem Herzen ging ich also eines Abends zum Gauscherisämu, um ihn zu einer Besprechung zu bestellen. Er sass auf seinem Dreibeinstuhl und klopfte Leder. «Warum klopfst du das Leder so? Damit es grösser wird?» – «Dummer Bueb, das hat man immer so gemacht!» Mit Ehrfurcht besah ich die Sachen auf dem Tischli, besonders die Glaskugel, welche vor dem trüben Petrollichte lag und das Licht zu verteilen und zu vermehren schien. Über eine Stunde hockte ich da, wie es Mode war, und betrachtete besonders auch den Lederballen, der in der Ecke wie noch unberührt stand. Da war zum Beispiel ein Stück Leder dabei, von dem ich am liebsten

meine neuen Schuhe gehabt hätte. Ich bat den Sämu, dies dann auch mitzunehmen, wenn er zu uns auf die Stör komme, was er lachend zusagte.
Sämu kam dann wirklich eines Abends und blieb mehrere Stunden da. Er erzählte aus seiner Fremdenzeit, wie er in Strassburg gearbeitet hatte, wo er sogar den Titel eines Hofschuhmachers hatte. Er streute auch französische Wörter in seine Rede, sprach ziemlich fremdländisch, was sein Ansehen bedeutend vermehrte. Endlich, als man schon lange gerne ins Bett gegangen wäre, wurden sie handelseinig um den Taglohn und frohen Herzens ging ich ins Bett. Bald darauf kam er auch wirklich auf die Stör und stellte die bekannte Lederrolle wichtig ab. Der Bauer winkte aber sofort ab, er habe selber Leder. Und was für Leder, das müssen sie wissen. Von Notschlachtungen liess er die Häute in der Gerbe zubereiten, dann wanderte das Leder aufgerollt in meinen Gaden unter das Bett. Zusammen mit den Apfel- und Birnenschnitzen im gut verschlossenen Troge, der ebenfalls im Gaden stand, sowie vom Nachtgeschirr, das unter dem Bette seinen Platz hatte, gab es zusammen einen eigentümlichen Geruch. Zumal, wenn sich Mäuse bemerkbar machten und man die Katze im Gaden einschloss, mehrte sich der Geruch bedenklich. Denn die Katze hatte doch auch ihre Notdurft, welche ebenfalls unter dem Bette befriedigt wurde. Denn das Läufterli (kleines Schiebefenster) musste geschlossen werden, wenn die Katze da war, sonst wäre sie entwichen. Glücklicherweise vermachten aber die alten einfachen Fenster nicht so gut, so dass immerhin noch einige Luft zutritt hatte.
Ich musste also unseren Lederballen herunterholen, um daraus meine und des Knechtes Schuhe zu machen. Denn auch dieser hatte er unter seinen Lohnbedingungen. Ein passendes Stück wurde ausgesucht, was mir aber eine grosse Enttäuschung brachte. Denn es war hart und steif wie Karton. Man versicherte mir aber, wenn es tüchtig geklopft und einige Male geschmiert werde, verliere sich dies schon. Was sollte ich auch anders als mich zufriedengeben? Mit grosser Feierlichkeit wurde hierauf das Mass genommen. Alle standen um den Schuhmacher und mich herum und jeder sprach zu: «Nume gross gnue, gross gnue, dä Bueb wachst no!»
Etwa am dritten Tage wurden die Schuhe schon fertig und standen, wie für die Ewigkeit geschaffen, auf dem Tische. Mir kamen fast die Tränen, als ich sie in Augenschein nahm. Vom Schlupf bis zur Zehenspitze ging es in gerader Linie, wie ein Dreieck. Ich probierte sie, und da sie mir viel zu gross waren, hiess man mich, soviel Stroh hineinzustopfen, bis das Mass richtig

sei. Wenn ich darin lief, gab es ein trommelähnliches Geräusch, dass man mich schon von Weitem hörte.
Ein gleiches Paar erhielt dann auch der Knecht, allerdings etwas kleiner, da er schon ausgewachsen war. Der Bauer aber und seine Familienangehörigen verzichteten auf die Kunst des Strassburger Hofschuhmachers und so zog er wohl mit etwas Bitternis im Herzen ab. Kurze Zeit darauf verschwand er im Dörfli von der Bildfläche, wie er gekommen war.
Glauben Sie nun etwa, das Barfusslaufen oder die holprigen Schuhe hätten meinen Füssen oder gar der Gesundheit geschadet? Nicht die Bohne! Als ich später, allerdings in guten Schuhen, auf der Walz nach Hamburg, bis Neapel und von Genf bis Innsbruck marschierte, hatte ich nicht ein einziges Mal irgendwelche Beschwerden. Auch wurde ich ein ausgezeichneter Tänzer. Als ich mit 60 Jahren das erste Mal eine Fusspflegerin konsultierte, sagte diese, dass ihr selten solch vollkommene Füsse unter die Hände gekommen seien!

Verdankungen

Dank gebührt Frau Rosmarie Käser-Nyffeler, welche mir zu wertvollen Angaben über die Dorfgeschichte von Leimiswil und zur Ortsbezeichnung Zünti verhalf und Herrn Urs Wenger, der Bildmaterial aus seiner Sammlung zur Verfügung stellte.

Quellen

Attinger V. (1905): Geographisches Lexikon der Schweiz.
Durheim, Karl Jakob (1838): Die Ortschaften des eidgenössischen Freistaates Bern. 1. Band, Haller'sche Buchdruckerei, Bern.
Gotthelf, Jeremias: Die Käserei in der Vehfreude. Eine Geschichte aus der Schweiz. Nach dem Originaltexte herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. Illustriert von Albert Anker. La Chaux-de-Fonds, Verlag von F. Zahn (um 1900).
Herget C. v., Kohl Fr., Luckenbacher Fr., Schwartze Th. und Zöllner Julius (1874): Das neue Buch der Erfindungen, 6. Band: Die mechanische Bearbeitung der Rohstoffe. 6. umgearbeitete und verbesserte Auflage. Verlagsbuchhandlung Otto Spamer, Leipzig und Berlin.
Hofstetter, Walter (1996): Chronik von Leimiswil. Eine Gemeinde im Wandel der Zeit. Von Leimoltswilare um 820 bis Leimiswil 1996. Herausgegeben von der Gemeinde Leimiswil.
Soom Benedikt und Soom Michael (Hrsg.): Friedrich Ernst Soom (1870–1957), Erinnerungen eines Malermeisters. Burgdorfer Jahrbuch 2014, 2015.
www.madiswil.ch